

# Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 27.

Halle a. d. S., Sonntag 8. Juli.

1888.

Inhalt: Auf Hohen-Moor. Novelle von Claire von Glümer. — Deutsch-amerikanische Lebensläufe. Von Dr. Max Vorhing. — Land- und Hauswirtschaft: Die Fiebermaus und die Nachtschwalbe. Neues über die Reblaus. Zur Geflügelgucht. Zur Kirchengemeinde. — Schach. — Räthsel. — Zeuilleton: Mannichfaltiges: Ein Sänger von Friedrichroda. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

## Auf Hohen-Moor.

Novelle von Claire von Glümer.

1.

Es war gegen 2 Uhr morgens; zwischen den schneebedeckten Berggipfeln des Oberbarzes lag still und dunkel Schloß Hohen-Moor unter dem Sterngeflimmer der Winternacht. Plötzlich erhellten sich drei Fenster im ersten Stock des Mittelbaues, ein paar kraftvolle Accorde erklangen, und unter den Händen des jungen Mannes, der sich dort im Musiksaal an den Flügel gesetzt hatte, brauste ein Gewirr von Tönen hervor.

So versunken war der Spielende, daß er nicht hörte, wie sich die Thür öffnete und wieder schloß. Ein großer, hagerer, grauhaariger Mann war eingetreten, stellte den Handleuchter auf den nächsten Tisch und trat mit dem unwillig-verwunderten Ausruf: „Du hier, Sobst Elamor!“ an die Seite des Spielenden.

Der junge Mann stand hastig auf.

„Verzeih, lieber Vater,“ sagte er, „ich glaubte nicht, daß ich dich stören könnte. Dein Schlafzimmer liegt so weit ab —“ „Davon ist nicht die Rede,“ unterbrach ihn Graf Hohen-Moor. „Ich habe einmal wieder eine meiner schlaf- und ruhelosen Nächte; beim Umherwandern habe ich dich gehört und möchte wissen, wie es kommt, daß du hier bist, während ich dich bei Fernecks auf dem Balle glaubte.“

„Ich war dort,“ antwortete Sobst Elamor. „Du siehst, ich bin noch im Gesellschaftsanzuge. Aber die Langeweile ging über meine Kräfte; ich habe mich daraus gerettet, bin unterwegs auf ein paar gute musikalische Gedanken gekommen und war eben dabei, sie auszuführen, festzuhalten.“

„Und Ewy, das Kind, hast du ohne weiteres allein gelassen?“ unterbrach ihn der Graf, der sich auf den Klavierstuhl gesetzt hatte.

„Lieber Vater, da Ewy mit der Frau Pastorin gefahren ist.“

„Die Frau Pastorin kann allenfalls ihre Duenna vorstellen,

den Schutz der Familie ersetzt sie nicht!“ fiel Graf Hohen-Moor abermals ein. „Da ich durch Unwohlsein verhindert war, die Kleine zu begleiten, hattest du die Familie zu vertreten.“

Sobst zuckte die Achseln, und die Falte zwischen den Brauen, die er mit dem Vater gemein hatte, vertiefte sich.

„Wulf ist ja auch noch da,“ antwortete er. „Sein Schutz wird Ewy viel angenehmer sein, als der meinige.“

„Und dir ist das gleichgiltig!“ rief der Graf, dessen Augen zornig aufblitzten. Er stand auf und ging, die Arme über der Brust verschränkend, mit gesenktem Kopfe im Saale hin und her; plötzlich blieb er vor dem Sohne stehen, der, am Flügel lehrend, mit nervösen Fingern auf dem Deckel trommelte.

„Es geht so nicht weiter,“ begann er in jenem tiefen, grollenden Tone, den Sobst Elamor von Kindheit auf kannte und fürchtete. „Wälist du meine Wünsche nicht verstehen oder kannst du es nicht, so muß ich sie aussprechen. Deine Schuld ist es, wenn sie dadurch gleichsam zu Befehlen werden.“

Er setzte sich wieder auf den Klavierstuhl, stemmte die Hände auf die Knie und sah den Sohn durchdringend an. Mehr als je kam ihm zum Bewußtsein, wie sehr ihm derselbe zugleich ähnlich und unähnlich war. Dieselbe Gestalt, dieselben Züge, nur kleiner, zierlicher, jeder Ausdruck abgeschwächt. Der feingehobene Mund, der bei dem Vater energisch, beinahe hart war, verrieth bei dem Sohne nur noch Eigensinn; statt der häufigen Zornblitze in den dunkelgrauen Augen des Vaters hatten die helleren des Sohnes nur ein flüchtiges, unmuthiges Aufleuchten und glitten meist gleichgiltig über ihre Umgebung hin, während die des Vaters Menschen und Dinge zu fassen und bis ins Innerste zu erforschen schienen. Diese Halb-ähnlichkeit, die sich in zahllose Einzelheiten verfolgen ließ und dem Vater ein Gefühl des Ungenügens, dem Sohne ein stetes Mißbehagen gab, hatte von jeher auf das Verhältniß zwischen beiden tödend eingewirkt; auch jetzt empfand Graf Hohen-Moor

## Mannichfaltiges.

### Ein Sänger von Friedrichroda.

Es war während des letzten Viertels des sechzehnten Jahrhunderts, als an der St. Blasiuskirche des freundlichen Friedrichroda der M. Cyriacus Schneegaß des Pfarramts waltete, zugleich aber auch die Stelle eines Adjunkten der damals noch weimariischen, jetzt gothaischen Superintendentur versah.

Durch seine Verheirathung mit Dorothea Lindemann, einer Großnichte Luther's und Enkelin des trefflichen Wyconius, war er in den Besitz werthvoller Briefe gelangt, welche Luther, Melancthon und andere Reformatoren an Wyconius geschrieben hatten und durch deren Herausgabe in den Jahren 1592 und 1593 er sich hoch verdient machte.

Von den bekannten Lebrstretigkeiten seiner Zeit hielt er sich fern, lebte vielmehr als treuer Seelenhirt ganz nur seiner Gemeinde, mit deren Gliedern er in trauestem Umgang stand. Mit besonderem Eifer pflegte er unter der Jugend die edle Musica, und Freud und Leid aller im Orte begleitete er mit Liedern, die er für sie dichtete und mit Sangweisen versah. Auf der nahen „Schauenburg“ zumal führte er gar oft, wie er selbst sich auszudrücken liebte, „sein Sängeramts“, und es muß gesagt werden, daß seine Lieder nicht nur sachlich und in volkstümlicher Weise verfaßt sind, sondern auch überall aufrichtige Herzensfrömmigkeit be-

funden. Hauptsächlich dienten sie zur Verherrlichung der Festtage des Kirchenjahres; die trefflichsten unter ihnen sind aber die Lieder dichtung von Psalmen, und sei hier nur an das weit verbreitete Lied: „Ach, Herr, mich armen Sünder!“ (Psaln 6) erinnert.

Sein Wahlpruch war: „Christus, der Herr, mein Schild und Lohn!“

Noch schrieb er verschiedene gelehrte Werke über Musik, und am 23. Okt. des Jahres 1597 schied er nach längerem Siechtum durch einen sanften und seligen Tod von hinnen.

Das Verdienst nun, Schneegaß und seine Dichtungen neuerdings den weitesten Kreisen nahe zu bringen, gebührt einem halleischen Geistlichen, nämlich dem seligen Superintendenten und Oberpfarrer an unserer Marienkirche, Fürchtegott Leberecht Fulda († 1854). Ein namhafter Hymnolog, bereitete er noch kurz vor seinem Tode eine neue Ausgabe der Geistlichen Lieder und Psalmen des weiland M. Cyriacus Schneegaß vor, welche dann die Söhne Hermann Fulda, Pastor in Dammendorf, und Karl Fulda, Superintendent in Gartelsberga, durch den Druck veröffentlichten, das Büchlein in Dankbarkeit und Verehrung der Mutter zum Geburtstage widmend. Bereits 86 Jahre alt, hatte der Vater noch das Manuscript für den Druck fast ganz fertiggestellt, wie er denn überhaupt 50 Jahre lang auf dem Gebiete der Geschichte und Kritik des evangelischen Kirchenliedes außerordentlich thätig gewesen ist.

Wir sehen ab von einer eingehenden Besprechung der hier dar-

Ihren erlätenden Einfluß; sein Ton, als er zu sprechen fortfuhr, war noch härter als bisher.

„In den vierzehn Tagen deines Hierseins habe ich dich mehrmals nach deinen Plänen für die nächste Zukunft gefragt,“ sagte er, „immer bist du mir ausgewichen. Es ist aber Zeit, daß wir uns darüber verständigen. Du bist fünfundzwanzig Jahre alt, die zwecklose Existenz, die du jetzt führst, muß ein Ende haben. Deine Universitätsstudien sind seit Jahr und Tag vollendet, und mit der Musik wirst du jetzt abschließen. Du hast dich für deine Aufgaben als Landwirth, als Majoratsherr vorzubereiten.“

Jobst Elamor war blaß geworden; mühsam, mit zuckenden Rippen und heiserer Stimme stieß er hervor: „Nun denn, es muß endlich gesagt sein, ich tanze weder zu dem einen, noch zu dem andern. Mein Leben gehört der Kunst.“

„Unsinn! Ein Hohen-Moor wird kein Musikant!“ rief der Graf, und seine Augen blitzten; aber er bezwang seine Heftigkeit. „Ich habe dich zu lange dir selbst überlassen,“ fuhr er ruhiger fort. „Das bunte Treiben, in das du hineingerathen bist, hat dich verwirrt, geblendet. Aber sei mir erst hier, dann wirst du dich in dein wirkliches Leben und seine Anforderungen finden lernen, wie ich es gelernt habe — in späteren Jahren noch. Ich war mit Leib und Seele Soldat, hatte nie daran gedacht, in den Besitz des Majorats zu kommen; aber als es mir zufiel, habe ich die neuen Pflichten, die damals schwere Lasten waren, auf mich genommen und habe mir gesagt: ich will, was ich muß! So habe ich es gekonnt, so wirst du es können.“

„Niemals!“ flüsterte Jobst Elamor und wollte mehr hinzufügen; aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, und der Graf, der gedankenvoll vor sich nieder sah, hatte das „Niemals!“ nicht gehört. Jetzt hob er den Kopf.

„Winkeltzüge und diplomatische Bemäntelungen sind nicht meine Sache,“ sagte er. „Laß mich ohne Rückhalt aussprechen, was ich von dir verlange und erwarte. Bis vor etwa zwei Jahren glaubte ich, daß deine Wünsche mit den meinigen zusammenfielen; seitdem ist jedoch eine Veränderung mit dir vorgegangen. Du hast dich Hohen-Moor und den Deinigen entfremdet, hast dich kaum noch sehen lassen. Ohne meinen kategorischen Befehl wärest du wohl auch jetzt, zum Weihnachtsfeste und Neujahr, nicht hergekommen. Selbst Ery ist dir, wie du vorhin andeutetest, gleichgiltig geworden. Unterbrich mich nicht!“ fuhr er, die Hand ausstreckend, mit befehlendem Tone fort. „Ich verlange keine Erklärungen, keine Geständnisse. Bist du auf Abwege gerathen, so hast du sie zu verlassen, dich zurecht und zurück zu finden, wohin du gehörst, das heißt nach Hohen-Moor und zu Ery.“

„Zu Ery?“ wiederholte Jobst Elamor. „Ich weiß nicht, ob ich deine Meinung verstehe, ob du sagen willst, daß —“

„Daß du Ery heirathen wirst,“ ergänzte der Graf. „Schon als Knabe pflegtest du sie deine Braut zu nennen.“

„Kinderspiel, das kann mich nicht binden!“ rief Jobst Elamor.

Graf Hohen-Moor hatte sich wieder erhoben, ging mehr-

mals auf und ab und warf sich dann auf das Sopha am Ende des Saales.

„Komm her, Jobst Elamor, ich habe mit dir zu sprechen,“ rief er. Der junge Mann gehorchte, zog schweigend den nächsten Sessel herbei, und sobald er dem Vater gegenüber saß, begann dieser, sich im Sopha zurücklehnen, so daß seine Züge in dem spärlichen Lichte, das vom Flügel herüberfiel, kaum noch zu erkennen waren:

„Erinnerst du dich noch der Trauerzeit nach dem Tode deiner Mutter? Du warst damals kaum sechs Jahre alt, und ich weiß nicht, wie du den Verlust empfindest, denn mein egoistischer Schmerz nahm mich so vollständig in Anspruch, daß ich für nichts anderes Sinn hatte. Mechanisch that ich, was der Dienst von mir verlangte, allem anderen war ich gleichsam abgelenkt. So fand mich mein Vetter und Jugendgespieler, Kurt Elamor, der damalige Majorats Herr von Hohen-Moor. Er war ein treues, wackeres Herz; seit vier Jahren verheiratet und bis dahin kinderlos, hatte er die beiden verwaissten mittellosen Knaben unseres Vetters jüngster Linie, Wulf Elamor und Hans Elamor, in sein Haus genommen und kam, mir den Vorschlag zu machen, dich mit ihnen erziehen zu lassen. Er hoffe zwar, euch bald den eigenen Sohn zugesellen zu können, sagte er, aber die Pflegekinder sollten nicht darunter leiden, wenn ihm das langersehnte Glück der Vaterschaft zutheil würde.

Ich war sofort bereit, seinen Vorschlag anzunehmen; aber nachdem mich Kurt Elamor gesehen, fand er es unmöglich, mich mit meinem Gram allein zu lassen. Er bestand darauf, daß ich Urlaub nahm und dich nach Hohen-Moor begleitete.“

Der Graf verstummte, schwer nach Athem ringend. Dann fuhr er in gepreßtem Tone fort:

„Es war ein Mißgriff, daß ich der Einladung folgte. Kurt Elamor an der Seite seiner geliebten Eveline zu sehen, war eine Qual, die ich kaum ertrug. So oft als möglich entzog ich mich dem Zusammensein, indem ich mich, meine Jagdleidenschaft zum Vorwand nehmend, in Feld und Wald herumtrieb, nicht ahnend, wie viel Schlimmeres mir bevorstand. Laß mich schnell zu Ende kommen. Eines Tages begleitet mich Kurt Elamor auf die Jagd; nach langem Umherstreifen rasten wir; ich sitze, die Büchse zwischen den Knien, ihm gegenüber; beim Aufstehen gerathe ich ins Stolpern, — ein Schuß, ein Schrei, — in die Brust getroffen, stürzt Kurt Elamor zusammen.“

„Vater!“ schrie Jobst voll Entsetzen auf, und nach einer Pause fügte er hinzu: „Es hieß doch allgemein, des Vetters eigenes Gewehr hätte sich entladen.“

„Das hat Kurt Elamor selbst ausgesagt,“ antwortete der Graf. „Noch ehe die Holzhauer herbeikamen, die den Schuß und mein Hilfesgeschrei gehört, nahm er mir das Versprechen ab, bei dieser Erklärung zu bleiben. Eveline würde so das Schreckliche leichter tragen, könnte nur so Hilfe und Schutz von mir annehmen; vor allem wollte er mich schonen, — das ist mir aber erst später zum Bewußtsein gekommen. Ich that, was ich konnte, mich zu fassen, wie er es von mir verlangte,

gebotenen 72 geistlichen Lieder; vielmehr sei nur das Lied am Ende des Büchleins wiedergegeben, überschrieben:

Ein Lied von den vielfältigen Wohlthaten Gottes.

Zu Ehren und Nutz der christlichen Kirchen und Gemeine Friedrichroda,

als seinen lieben Pfarrkindern (auf die Form und Weise des alten Vergliedes Nicolai Hermanns: Ich preise den werthen Joachimsthal etc.) vom Autor gestellt und mit 4 Stimmen abgesetzt in Modo Mixolydio.

1.

Freu dich, o Friedrichroda, sehr  
Und danke Gott dem Herren:  
Reich Segn er dir gegeben hat,  
Weyd früh und spät,  
Deß wölst ihn lobn und ehren.

2.

In gutem Fried und Sicherheit  
Kannst du dein Brodt gewinnen;  
Dich schützt dein fromme Oberkeit  
Zu aller Zeit,  
Deß wölst du dich erinnern.

3.

Rein lauter hast du Gottes Wort,  
Die rechte Seelenweide,  
In Häusern, Kirch und überall,  
Auf Berg und Thal,  
Schallt es zu Gottes Preise.

4.

Christliche Knaben- und Mädlein-Schul  
Die ganze Gemein schön zieret;  
Sie zeigt dir Gott sein sonder Güt,  
Nimm wol zu Gemüth,  
Dank ihm, wie sichs gebühret.

5.

Recht reine und gesunde Luft,  
Frisch Wasser und gut Weide,  
Obst, Kraut, Fleisch und Walddögelein,  
Brodt, Bier und Wein,  
Gast du zur Noth und Freude.

6.

Drum solcher edeln Gnadenzit  
Brauch wol in Gottes Namen.  
Auf Jesum Christ treu beständig,  
Der bewahrt dich,  
Singt dein Seelsorger Amen.

suchte ihm zu glauben, wenn er mir und sich selbst einredete, daß für sein Leben nichts zu fürchten wäre. Aber der Arzt, der zufällig im Schlosse war, als wir den Verwundeten brachten, nahm mir jede Hoffnung, und Kurt Clamor fühlte selbst nur zu bald, daß es zu Ende ging. Immer wieder beschwor er die verzweifeln Eveline, sich in Gottes Rathschluß zu fügen, bestellte mich zum Vormund ihres zu erwartenden Kindes und nahm mir das Versprechen ab, für die Seinen zu leben, — mit ihm zu sterben wäre freilich leichter gewesen! Als die Sonne unterging, verschieb er; ich war dem Wabunim nahe, und wäre nicht die ganze Hausgenossenschaft in Sorge und Theilnahme mit Eveline beschäftigt gewesen, hätte ich mein unseliges Geheimniß sicherlich selbst verrathen. Am folgenden Morgen hielt die junge Wittve ihr langersehntes Kind in den Armen, aber nicht den Sohn, auf den Kurt Clamor gehofft hatte. Die kleine Eovy war geboren, und somit war ich Majoratsherr."

"Das ist furchtbar!" sagte Jost Clamor und hätte vielleicht einen wärmeren, erschöpfenderen Ausdruck für seine Theilnahme gefunden, aber der Vater ließ ihm nicht Zeit dazu.

"Genug davon!" fiel er ein, indem er sich wieder straffer aufrichtete. "Ich mußte dir das sagen, damit du begreifst, daß nach meinem Tode keine andere als Eovy die Herrin von Hohen-Moor werden kann, wie es bisher ihre Mutter gewesen ist. Von ihrem Ruhebett aus, an das sie seit Eovys Geburt, das heißt also über siebzehn Jahre, gefesselt ist, regiert Eveline Hans und Dienerschaft wie zu Lebzeiten ihres Gatten, und selbst in Feld- und Forstwirtschaft habe ich nichts gethan oder umgestaltet, ohne vorher ihre Willigung einzuholen; denn ich betrachte mich nur als den Verwalter ihres Eigenthums. Deine Stellung, mein Sohn, wird eine bessere, wenn du Eovy heirathest."

"Unmöglich!" rief Jost Clamor, und mit raschem Besinnen fügte er hinzu: "Ich sagte dir schon, Eovy liebt Welter Wulf."

"Nun, was weiß das Kind von Liebe!" antwortete der Graf. "Sie ist zutraulicher gegen Wulf, weil sie ihn in den letzten Jahren häufiger gesehen hat, als dich. Sei nur erst hier, kümmerge dich um die Kleine, wie Wulf es thut, zeige

wie er, daß du sie reizend findest, vor allem mache Tante Eveline zur Vertrauten deiner Wünsche. Eovy ist gewöhnt, mit den Augen der Mutter zu sehen, sich im großen wie im kleinen ihrer Leitung zu überlassen, und daß Tante Eveline diesen Einfluß zu deinen Gunsten aufbieten wird, ist nicht zu bezweifeln. Eovy ist ebenso lebenslustig, so durstig nach Glanz und Freude, wie Eveline vor ihrem Unglück es war; dazu von Kindheit auf verzogen, nicht gewöhnt, sich jemals einen Wunsch zu versagen; kurz, sie tangt, da sie selbst kein Vermögen besitzt, in keiner Weise zur Frau eines mittellosen Offiziers. Du aber wirst die Mittel haben, ihr zu gewähren, was sie braucht. Ich habe redlich gearbeitet, habe in meinen Unternehmungen: dem Allroder Geleut, dem Ankauf der Tiefengrunder Eisenwerke, Glück gehabt, so daß ich dir Hohen-Moor nicht allein schuldenfrei, sondern mit einer Ertragsfähigkeit, die es früher nie gehabt hat, hinterlasse, — doch nein, nicht hinterlasse, denn auf meinen Tod sollst du nicht warten. Arbeite dich ein; bei deinen theoretischen Vorkenntnissen wird ein Jahr dazu genügen. Dann heirathest du, ich übergebe dir Hohen-Moor und ziehe mich nach Allrode zurück. Die Einsamkeit des kleinen Waldnestes lockt mich schon lange."

Mit widerstreitenden Empfindungen hatte Jost Clamor die Auseinandersetzung angehört. Während er des Vaters Güte anerkannte, empörte ihn wieder die herrliche Art und Weise, in welcher derselbe in alle Zukunft hinaus über den Sohn bestimmte, und kälter, troziger, als er beabsichtigte, gab er zur Antwort: "Ich sollte dir für deine Großmuth danken und thue das auch; aber das Leben, in welches du mich hineinzwingen möchtest, scheint mir nicht begehrenswerth. Die Kunst ist mein Beruf, von dem ich, selbst wenn ich es wollte, nicht lassen kann. Ebenso wenig kann ich um Eovy werben, denn —"

Er stockte; einen Augenblick war er im Begriffe, dem Vater zu gestehen, was er seit Jahr und Tag vor ihm verbarg, aber Graf Hohen-Moor stand auf.

"Kein Wort mehr, ich habe mich in dir getäuscht!" sagte er bitter und warf dem Sohne, während er hoch aufgerichtet an ihm vorüberging, einen Blick der Verachtung zu. Der Moment der Verständigung war ungenüht vorübergegangen. (Fortf. folgt.)

## Deutsch-amerikanische Lebensläufe.

Von Dr. Max Vorling.

In der neueren Geschichte der Vereinigten Staaten ist europäern Deutschen zweimal Gelegenheit geboten gewesen, sowohl durch ihre Zahl als durch ihre Kraft sich wirksam und hervorragend an der Entwicklung der großen Republik jenseits des atlantischen Oceans zu betheiligen: das erstemal durch friedliche Verhältnisse seitens der vielen politischen Flüchtlinge nach den Umständen des Jahres 1848, das zweitemal, als sie bei Ausbruch des Bürgerkrieges zwischen Nord und Süd die alte Welt verließen, ihren Degen der Union zu weihen. Zu denen,

die beide Arten des Eintretens und Schaffens für ihr neues Vaterland vereinigten, gehört der jetzt unter uns weilende Befreier Kinkels, Karl Schurz, der erste aller Deutschamerikaner, der Lebenden wie der Todten.

Meine flüchtige Skizze gilt indessen nicht denjenigen unserer Landsleute welche sich „drüben“ einen Namen erworben haben. Sie soll die meist seltsamen Schicksale solcher schildern, die, aus ihren eigentlichen Bahnen, sei es durch ihre Schuld, sei es durch die Macht unabwendbarer Ereignisse, hinausgeschleudert,

„In den vordersten zweyen Buchstaben der ersten und dritten Zeilen eines jeden Gelekleins ist der Name Friedrichroda begriffen.“ F. K.

### Literatur und Kunst.

\* Eine Biographie unseres dahingegangenen Kaisers Friedrich, welche bis auf die letzten ereignisreichen Tage fortgeführt ist, ging uns soeben aus dem Verlage von Felix Bagel in Düsseldorf zu: Friedrich III., Deutscher Kaiser, König von Preußen. Sein Leben, sein Wirken und sein Verbleiben. Zur Erinnerung an den entschlafenen Helden herausgegeben von Franz Thomas. Mit vielen Illustrationen. (Preis 75 Pf.). Mit warm empfundenen, von Herzen kommenden und zum Herzen gebenden Worten schildert uns der Verfasser in obiger Broschüre Leben, Wirken und Verbleiben Kaiser Friedrich's. Wir lesen von seiner frühlichen Jugend, seinem ehelichen Glück, von den Siegen des Kronprinzen im Felde und seinem herzgewinnenden Auftreten im Frieden, hören von den Thaten Kaiser Friedrich's, seiner schweren Krankheit und seinem Tode. In glücklichster Weise finden wir in den Text eingefügt Abschnitte aus dem Tagebuche, welches der Kronprinz auf Reisen führte, sowie aus seinen Briefen und Heften. Vollständig aufgenommen sind die beiden herrlichen Erlasse Kaiser Friedrich's „an mein Volk“ und an den Reichstanzler, ferner im Auszuge die Bot-

schaften an Reichstag und Landtag. Ausführliche Darstellung lehnt die Zeit von Kaiser Friedrich's Thronbesteigung an, sein letztes schweres Leiden und sein Tod. Den Schluß des Werkes bildet eine kurze Beschreibung der Beisetzungsfeierlichkeiten.

\* Die Nordische Ausstellung zu Kopenhagen wird in diesem Sommer sicherlich das Ziel eines größeren Theiles der Erholungsbedürftigen sein, bietet doch eine Fahrt nach der schönen dänischen Hauptstadt schon an und für sich, und noch dazu mit den Ausflügen nach den herrlichen Seeplätzen ihrer Umgebung, reiche Gemüthe für den Naturfreund. Es war daher ein zeitgemäßer Gedanke, den „Offiziellen Führer durch die Nordische Ausstellung“ in einer deutschen Uebersetzung erscheinen zu lassen, um den deutschen Besuchern einen zuverlässigen Wegweiser an die Hand zu geben, sie schon daheim über alle Sehenswürdigkeiten zu orientiren. Dieser soeben zur Ausgabe gelangte deutsche Führer — Verlag von H. Nagerup in Kopenhagen, Kommissionsverlag und Druck von Rudolf Moisse in Berlin — ist durch zahlreiche Illustrationen ausgestattet, welche das Buch zu einem bleibenden Andenken an die interessanten Eindrücke des kopenhagener Aufenthalts machen. Von besonderem Werthe sind die in Buntdruck trefflich ausgeführten fotografischen Beigaben: eine Spezialkarte des Ausstellungstermins und ein Plan von Kopenhagen. Mit dieser äußeren Ausstattung ist der Text des Buches in Einklang. Auf's Ansprechendste ist hierin alles Wissenswerthe — in Knappheit und Klarheit, wie

auf fremdem Boden, unter fremden Menschen und mit fremden Gewalten den schweren Kampf ums Dasein aufnehmen mußten.

Der ausgewanderte Handwerker, Bauer, „kleine Mann“ er lebt auch in Amerika nichts Besonderes; ist er betriebsam und fleißig, so gründet er sich bald ein behagliches Heim und hat erreicht, was ihm die alte Heimath verweigerte. Aber wer in dieser eine Stellung in der Gesellschaft einnahm, in bürgerlichen oder in militärischen Kreisen, und dann gezwungen war, wohl auf Nimmerwiederkehr den Ozeandampfer zu besteigen, der gelangt meist in Verhältnisse, die er sich vorher nicht hätte träumen lassen.

Der Zufall hat mich während meines langjährigen Aufenthaltes in der neuen Welt mit vielen Edelleuten zusammengeführt, die zu der stattlichen Schaar der „Entgleisten“ zählten, bin ich selbst doch auch der letzteren einer. In ihrer Mitte habe ich die angenehmsten Stunden verbracht, und ach wie gern erinnere ich mich ihrer noch heute! Ich war ein fröhlicher, lebenslustiger, verträglicher Gesell, der sich mit Leichtigkeit auch in den absonderlichsten Lagen zurecht fand und darum beim transatlantischen deutschen Adel willkommen, wenn auch in meinen Adern kein blaues Blut fließt.

Meine aristokratischen Freunde in Amerika verkehrten nicht in der Crème der Gesellschaft, sie waren zum größten Theil ehrenwerthe brave Männer, die sich und ihre Familie von harter, schwieriger Arbeit nährten, im grellsten Gegensatz zu ihren einträglichen Stellungen. Wer diese Zeilen liest, den bitte ich, die Gestalten, welche ich ihm vorführe, von dem hohen Standpunkte der mächtigen Republik aus zu beurtheilen, daß jede redliche Arbeit den Mann ehrt, das Wort den Redner, die Feder den Schriftsteller, der Besen den Straßenkehrer. Nennen werde ich meine Helden nicht, denn es könnte sich öfters ereignen, daß sie, wenn auch in anderem Sinne als der Dichter es meint, von sich sagen dürfen: „Und nennt man die besten Namen, wird auch der meine genannt“

Ein launenhaftes Geschick verschlug mich auf einige Zeit nach College Point, einem hübschen Dorf auf Long Island. Man konnte es fast eine deutsche Ansiedlung heißen, so viele Landsleute athmeten dort den salzigen Odem des breiten Sundes oder den atlantischen Hauch der sanftwelligen Flushing Bay. Hier hatte sich eine Adels-Kolonie gebildet, die für und unter sich lebte, die Ausschließlichkeit der überseeischen Heimath auch in der Ferne bewahrend und bürgerlichen Elementen nur ausnahmsweise die Pforten öffnend. Senior derselben war Herr v. A. (ich fange mit den Buchstaben des Alphabetes an), weiland Flügeladjutant eines mitteldeutschen Fürsten, ein liebenswürdiger alter Herr und zugleich eine Art Bankier der Kolonie, denn er hatte immer Geld, da er außer seinem Arbeitslohn als Vormann in der dortigen Fabrik von Guttapercha-Waaren noch einen regelmäßigen Zuschuß von Hause bezog. Früher lebte er in New-York in guten Verhältnissen; er hatte ein einträgliches Geschäft in importirten Filzartikeln und ging einmal nach Deutschland, um Einkäufe zu machen; unglücklicherweise aber wurde während seiner Abwesenheit der Zoll auf Filz erhöht, was seine Berechnungen über den Haufen warf und seinen ganzen Handel vernichtete. Nach seiner Rück-

kehr war er so arm wie je zuvor, und noch ärmer: seine Gattin, eine Russin, war mit seinem Buchhalter und dem noch vorhandnen Baarvermögen mittlerweile durchgegangen. Rasch entschlossen trat v. A. zunächst als Nachtwächter in jene Fabrik ein und brachte es dann bis zum Vormann.

In derselben arbeiteten auch viele andere Mitglieder der Kolonie, so die beiden Brüder v. B., ci-devant schneidige Lieutenants bei den 11ten Husaren und 2ten Ulanen, Freiherr v. C., dessen Frau einen kleinen Kramladen hielt, Baron D., ein stark blasirter Aristokrat vom reinsten Wasser. Anderen Erwerbszweigen hatten sich zugewandt v. E., ehemaliger Rittergutsbesitzer, ein Mann von mächtiger Gestalt; er besorgte die Fahrpost auf einer Bahnstrecke der Insel; v. F., der Sohn eines früheren Ministers, verkaufte und vermietete alte Pianos. Graf G., ein verunglückter Sekondeleutnant, unterrichtete in dem Knabenpensionat des Herrn v. H., gab die Stelle aber später auf, um sich dem Handel mit Toilettenseifen und Parfüms zuzuwenden. Freiherr v. I., Sergeant in der Ver. Staaten-Armee, stand in dem einige Meilen weit entfernten Fort Wille's Point, wo er die photographische Abtheilung der dortigen Genie-Garnison leitete. Baron K., einem alten schlesischen Adelsgeschlecht angehörend, betrieb das edle Weidmannswerk und brachte selbst seine Jagdbeute in Newyork auf den Markt, im Sommer hielt er einen Schießstand in einem Vergnügungsorte von College Point. Aber er war an dem kleinen Hofe nicht courfähig, da er eine Mesalliance mit einer irischen Köchin geschlossen hatte.

So ungefähr setzte sich die seltsame Kolonie zusammen. Die Männer gingen als Gentlemen gekleidet an die Arbeit, erst dort legten sie die Werkeltracht an, in der ich niemals einen von ihnen erblickt habe. Mit dem Feierabend begann auch das Leben in den alten Formen der höheren Gesellschaft und das „gnä — Frau“ wurde so forrest geschnurrt, die Verbeugung so vorchriftsmäßig gemacht, als stäte Herr von So und So noch in der schmucken Husarenuniform. Einmal in der Woche war Statabend und bei besonders feierlichen Gelegenheiten wurde ein für die Verhältnisse superbes Souper mit Bowle veranstaltet. Die Junggesellen theiligten sich dann wohl mit einer fetten Gans — auch die Gänseleberpastete fehlte nicht — der dicke Fahrpostmeister brachte von seiner Tour die köstlichsten Austern, einen ganzen Kübel voll, sorgfältig in Eis verpackt, frisch aus der Salzstutzhof von Blue Point mit, und die gnädige Frau Wirthin, Meistlerin in der Kochkunst, wußte alles so zuzubereiten und zu arrangiren, daß infolge des Duftes und des Anblickes den Gästinnen das Wasser in Munde zusammenlief. Und der Appetit! Das blaue Wunder konnte man schauen. Es war ein harmloses, fideles, leichtlebige Völkchen, so echt kameradschaftlich, und hatte einer Geld, so hatten es alle.

Ich entsinne mich noch des Abschiedsbinners, welches ich bei meinem Weggange von der Insel gab. Der ganze hohe Adel von College Point erwies mir die Ehre und nachdem die Tafel abgeräumt war, ging es an das Ergöhen. Gaudium ex est, incipit fidelitas. Der alte Herr v. A., der einträgliche Flügeladjutant, stellte die Wolfschlucht dar, indem er die verschieden-

man es von einem praktischen Führer verlangt — für den deutschen Reisenden mitgetheilt. Nachdem das Buch sich zunächst mit der Ausstellung selbst eingehend beschäftigt und auf das Charakteristische des dursirenden Lebens und Schaffens hingewiesen, wie sich hier der skandinavische Norden in so fesselnder Weise veranschaulicht, giebt es im weiteren reiche Anregung zur Beschäftigung der so interessanten historischen und architektonischen Eigenenthümlichkeiten Kopenhagens und Umgebung. Andererseits fehlen auch nicht die für den Fremden so notwendigen Aufschlüsse über Verkehrsrichtungen, über Handel und Wandel, wie denn auch die Reiserouten von Deutschland nach Kopenhagen in ausführlicher Weise behandelt sind. Der deutsche „Offizielle Führer“ ist zu dem geringen Preise von 1 Mark durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

L. Der Direktor der deutschen Seewarte, Professor Dr. Neumayer, der rastlose Apostel der antarctischen Forschungen, hat trotz der enormen Arbeitslast, welche die unter seiner Leitung stehenden Institute auf seine Schultern laden, die Mühe zu einer fundamentalen Umarbeitung seines im J. 1874 erschienenen Werkes: Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen (Verlag von Robert Dyppehem, Berlin) gefunden und damit seiner weitgreifenden wissenschaftlichen Thätigkeit einen neuen Denkstein gesetzt. Die bedeutenden Fortschritte, welche die naturwissenschaftlichen Disziplinen in dem letzten Jahrzehnt gemacht haben, die vielgestaltigen Errungenschaften auf dem Gebiete der

Technik, die stattgehabte eminente Erweiterung unserer geologischen und geographischen Kenntnisse machten die Umformung des Neumayer'schen Werkes zur zwingenden Nothwendigkeit, wenn dasselbe auf der Höhe des modernen Wissens gehalten werden sollte. Daß dieses Ziel durch die Neubearbeitung erreicht ist, dafür bürgt die wissenschaftliche Gründlichkeit und gewalttame Energie des Autors. Die glänzende Corona der Neumayer'schen Mitarbeiter, aus deren statlicher Zahl wir nur die Namen Rudolf Birchows, Berlin, J. Hann-Wien, H. Wild-Petersburg hervorheben wollen, wird in der gesammten europäischen Gelehrtenwelt, und nicht minder in der außereuropäischen, gewiß als vollgiltige Bürgschaft für die Vielseitigkeit und stattgehabte exakte Durcharbeitung des Gebotenen anerkannt werden. Eine hervorragende Bereicherung haben die Kapitel über Hydrographie, Statistik, Meteorologie, Erdmagnetismus u. a. erhalten, mit scharfen kritischen Strichen ist dagegen das Veraltete und Lebensfällige ausgeschieden worden. Den Pionieren der Wissenschaft, den fähigen Fortschrittsreisenden, wird das Werk in seiner heutigen Gestalt ein Hilfsmittel ersten Ranges, bei der Behandlung von Angelegenheiten geographischer und ethnographischer Natur sein, für die Pioniere der Kultur, wir meinen die Kolonisten, wird es ein Führer in allen klimatologischen, hygienischen und ökonomischen Fragen bilden, im stillen Gelehrtenzimmer aber als werthvolles Compendium der Naturwissenschaftslehre gelten.

artigen Laute und Geräusche der Scene durch Pfeifen, Brummen, Puffen, Klappern nachahmte — es war sein Virtuosenstückchen. — Dr. L., ein spanischer Kreole, Sohn eines vertriebenen Präsidenten von irgend einer der mittelamerikanischen Republiken, der sich hier als Arzt niedergelassen hatte und, obwohl er Bürgerlicher war, gleich mir, Zutritt zur Adelskolonie erhalten hatte, karifizierte, in ein weißes Kafan gehüllt den Hamlet in seinem „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage“, Herr v. B. deklamirte mit Feuer und Ausdruck die Bürgerschaft und tanzte darauf mit meiner Frau einen feurigen Gardas, und seine Gemahlin, eine niedliche Brünette, sang mit sehr wohlklingender Stimme ein Schubert'sches Lied oder trug einige Couplets vor, und die lustige Gesellschaft sang den Refrain. Mit dem unvermeidlichen „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ — es sollte unsere Stimmung kennzeichnen — schieben wir voneinander.

Ich bitte jetzt den geneigten Leser, mich in ein feines New-Yorker Spielabstimmungs zu begleiten. Das Ziel unseres Weges ist ein Braunssteinhaus mit geschmackvoller Ornamentik, anscheinend das Heim eines wohlhabenden Privatiers. Die äußere Thür steht offen, wir ziehen an der Schelle, in der inneren Thür wird die Klappe von einem Schießsenkerchen weggeschoben und in der Oeffnung erscheint ein kraustöpfiges, dicklippiges Negergesicht. Sobald der Schwarze uns erkennt, läßt er uns mit einer tiefen Verbeugung ein.

Wir schreiten durch die Vorhalle, legen Ueberzieher und Hut ab, die der Negar dienstfertig in Empfang nimmt, und treten in das erste Appartement, den reich, aber mit einfacher Eleganz ausgestatteten Speisesaal. Die Mitte desselben nimmt eine lange, mit Porzellan- und Silbergeräth gedeckte Tafel ein und an den Wänden hängen die Bilder von englischen und amerikanischen Wettrennen, von berühmten Zucht-, Race- und Sportpferden, Porträts von bekannten Preisboxern, von Damen vom Ballet, vom Theater und von der Oper. Der kuppelartige Anbau enthält Spieltische und Apparate für Roulette, Faro und Baccarat.

Der Besitzer des Hauses und Haupttheilhaber des Geschäfts ist stets in schwarzer Gesellschafts-toilette und sieht aus wie der typische französische General im Civil. Er hat kurzgeschorenes schneeweißes Haar, frische Gesichtsfarbe und einen martialischen schwarzen Schnurrbart. Er ist die personifizierte Schweigsamkeit, spricht niemals, außer wenn er darum gefragt wird, und überall hat er seine dunklen Augen, die scharf darüber wachen, daß nichts Ungehöriges und Anstößiges vorfällt, was sein Etablissement in Mißkredit bringen könnte.

Bei unserm Eintritt in den Spielalon sind bereits einige Gäste anwesend und es wird flott pointirt. Nach und nach füllt sich das Lokal mehr und mehr mit seinen Stammgästen an: Hörnenmaklern, welche ihre Spekulationen hier am grünen Tisch fortsetzen, Kaufleuten, Politikern, Sportsmen und einigen Herren aus dem Westen, die von ihren Freunden eingeführt worden sind.

Eine Gruppe für sich bilden mehrere europäische Adelige, fast sämmtlich frühere Offiziere, die aus irgend welchem Grunde ihren Dienst im alten Vaterlande quittirt und bei Ausbruch des Secessionskrieges oder während desselben ihren Degen der Republik angeboten haben. Nach Niederwerfung der Rebellen war es auch mit ihrer Militär-Carriere zu Ende, und da sie mit den oft nicht unbeträchtlichen Summen, welche sie aus dem Feldzuge nach New-York zurückbrachten, nichts Besseres anzufangen wußten, so versuchten sie ihr Glück mit der alten Lieblingspassion, dem Spiel, das den meisten von ihnen schon einmal, und zwar jenseits des Oceans, den Hals gebrochen hatte.

Aber es erging ihnen in der neuen Welt nicht besser, vielmehr schien es, als wolle die wetterwendische Göttin ihnen nimmer wieder lächeln. Mitunter gewannen sie wohl und schöpften dann frische Hoffnung; doch nach mehrfachen Auf- und Niedersteigen auf Fortunae Leiter ging es unaufhaltsam abwärts, bis sie auch von der untersten Sprosse verdrängt und so arm waren wie eine Kirchenmaus. Der Zufall hatte sie hier zusammengeführt, und sie blieben dem Hause treue Kunden, auch längst nachdem sie den letzten Dollar geopfert.

Eine so rühmwerthe Anhänglichkeit hatte ihren guten Grund. Der Besitzer des Etablissements führt nämlich einen ausgezeichneten Tisch, der alles bietet, was die Saison an Delikatessen aufweist. Sein Weinkeller ist ebenso reich assortirt wie vorzüglich in der Qualität, und dasselbe gilt von seinem

Whisky, seinem Cognac und seinen Cigarren. Dabei hat niemand einen Cent dafür zu entrichten, selbst derjenige nicht, der das Lokal zum erstenmal betritt, jeder darf zulangen, so oft und wann er will.

Jene „dead beats“, wie in Amerika die sozialen Bankrotteure heißen, sind hier stets willkommen, obwohl sie nichts mehr zu verlieren haben, hat doch der unerfättliche Schlund dieses Spielhauses fast ihr ganzes Vermögen verschlungen. Nur müssen sie darauf sehen, daß ihre Toilette eine anständige, präsentable bleibt, und daher ist ihr ganzes Studium, ihr an derartigen Erfindungen und Kniffen überaus reiches Genie darauf gerichtet, ihren Anzug dem langsam, aber sicher vorbringenden Verderben Schritt um Schritt, Zoll um Zoll streitig zu machen. Sie gehen mit ihrem einzigen, mehr oder weniger vom Zahn der Zeit mitgenommenen Habit so behutsam um, wie die Ballbame mit ihrer kostbarsten, düstigen Robe. Die Kleiderbürste gebrauchen sie nur mit größter Vorsicht, um die Wolle nicht allzu schnell abzureiben und den fatalen Glanz so lange wie möglich zu bannen, sie färben die verrätherischen Nähte mit Tusche, hängen an die Weinkleider, nachdem sie sich derselben mit großer Sorgsamkeit entledigt, schwere Steine, damit die Kniee nicht so bald hervortreten. Kurzum, sie wenden alle jene Verschönerungs- und Konservierungsmittel an, welche der eiserne Zwang eines langen Krieges sie gelehrt hat und deren stete Vervollkommnung ein hartes Schicksal von ihnen verlangt, wenn sie nicht einer noblen Verpflegung und einer ihnen sympathischen Gesellschaft verlustig gehen wollen.

In diesem internationalen Adelskasino finden wir auch einige Deutsche. Zunächst ist der Groupier, der seines schwierigen Amtes mit Ehrlichkeit, Umsicht und Geschäftlichkeit waltet, ein ehemaliger österreichischer Kavallerieoffizier. Während des Secessionskrieges hatte er ein unionistisches Regiment kommandirt und, nachdem er das Schwert in die Scheide gestoßen, sein Geld in den new-yorker Spielhäusern verloren. Dort war es, wo der Besitzer des Etablissements ihn kennen lernte und ihn in der Folge an das feine für einen zehnprozentigen Antheil am Reingewinn des Geschäfts fesselte. Ein zweiter ist eine hohe Gestalt von echt aristokratischem Vollblut, ein preussischer Offizier, nachher Oberst im Stabe eines der berühmtesten amerikanischen Unionsgenerale. Man erzählt sich von ihm, bei seiner Abreise nach Amerika habe er in Berlin als einziges Vermögen hundert Paar alte Lackstiefel und zweihundert leere Pomadentöpfe zurückgelassen. Ein Dritter ist Freiherr v. M., ebenfalls ehemaliger preussischer Kavallerieoffizier und Veteran der Unionsarmee, der in New-York ab und zu als Roßarzt und Pferdehändler thätig ist.

Wie anders sieht es in einer Herberge auf der entgegengesetzten Seite der Stadt aus, einem ärmlichen, aber reinlichen Wirthshaus, dem Absteigequartier einer anderen Klasse von „doat beats“, in der auch das bürgerliche, namentlich das juristische Element, stark vertreten ist, denn gerade der Gehilte erleidet am ehesten Schiffbruch und ist nachher nicht in Stande wieder emporzukommen. Ein alter Studienfreund hatte mich dorthin geführt, ein ehemaliger Referendar, seiner Zeit ein flotter Corpsstudent, ein echter Epikuräer und, was man einen „patenten Kerl“ nennt. Und jetzt —

Die freundliche Wirthin, eine wohlbehäbige, aus den besseren Ständen einer deutschen Universitätsstadt stammende Frau, erzählte unter andern, daß sie neulich die Ehre gehabt hätte, einen Neffen des Exministers N. unter ihrem bescheidenen Dache zu beherbergen. Der gute Onkel hatte seinem amerikanischen Anverwandten auf dessen Bittbrief merkwürdigerweise nur einen feinen Anzug, den er selbst erst wenig getragen, geschickt, und den der so Beglückte natürlich schleunigst veräußerte. Jetzt schmückt — o Ironie des Schicksals! — das Gewand, in welchem der berühmte Staatsmann einst seine brillanten Neben im preussischen Land- und im deutschen Reichstage hielt, an Sonn- und Festtagen einen Schuster des germanischen Quartiers der Weltstadt zwischen Hudson und East River!

Der große Cäsar, Staub und Lehm geworden,  
verstopft ein Loch wohl vor dem tauben Norden.  
O, daß die Erde, der die Welt gebebt,  
vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!

Die hier verkehrenden Leuten, alles Entgleiste, sind nur Wintergäste. Während der Sommer- und Herbstmonate arbeiten sie an Eisenbahnen und Fischereien, graben und pflügen, helfen auf Erdbeer- und Brombeersamen beim Einsammeln, beim Pflanz- und Aepfelsäcken, heimen die Ernte

ein und ziehen dann nach der Stadt, um dort die sauer verdienten Dollars in den lange und schmerzlich entbehrten Gemüthen anzulegen. Gar mancher führt die Heugabel, der früher selbstherrlich über eine ganze Schaar von Arbeitern gebot, gar mancher schöpft der Magd Wasser aus der Eisterne, der vor nicht allzulanger Zeit grüßend den Degen senkte, wenn ihm beim Heimmarche seines Regiments die Dame seines Herzens begegnete. *Tempi passati!*

Einer meiner besten Freunde war Frhr. v. B. Als Regierungsrath nach New-York versetzt und nach kurzer Zeit auf seiner Hände Arbeit angewiesen, erwarb er sich zunächst seinen Lebensunterhalt dadurch, daß er Bilderbogen austauschte. Als er in der Zeitung las, daß man auf dem deutschen Generalkonsulat einen Schreiber suche, meldete er sich zu der Stelle. Von seinen Kostbarkeiten war ihm nur noch eine Nadel übrig geblieben in Form eines Korbschlägers und mit den Farben geziert, die er einst als Student getragen. Nun hatte zufälligerweise der Herr, welcher über die Patrone verfügte, demselben Corps angehört und fragte den Bewerber, wie er zu der Nadel käme. Dieser erzählte es ihm, legte eine Probe seiner Handschrift ab und wurde sofort angenommen. Nach einiger Zeit ward er zum letzten, nach mehreren Jahren zum ersten Sekretär befördert, kam alsdann als Kanzler an das deutsche Generalkonsulat in London und ward schließlich selbständiger Konsul im fernen Orient.

Ein an Jahren bedeutend älterer Freund von mir, Baron D., war, als die Herrlichkeit Napoleons in ihrem ersten Glanz leuchtete und dieser sich kurz vorher mit Eugenie vermählt hatte, Gesandtschaftsattaché in Paris gewesen. Mit einer bereits ältlichen Marquise verlobt, deren Geld ihn aus seinen Schulden herausreißen sollte, hatte der Baron, ein Majorats Herr, dessen Name im Gothaer Almanach prangte, das Pech, von seiner Braut beim Charmiren mit deren hübschem Kammerfädchen ertrapt zu werden, wobei die Lauscherin zu ihrem Entsetzen aus dem Munde des Geliebten einige Worte vernahm, die, obwohl nicht für sie bestimmt, ihrer Jugend und Schönheit gerade nicht das schmeichelhafteste Lob zollten. Der Unglückliche wurde sofort verabschiedet und es blieb ihm nichts anderes übrig als nach Amerika zu gehen.

In New-York erteilte man ihm den Rath, Karten mit seinem vollen Namen und seinem Wappen drucken zu lassen und sich in den ersten Kreisen der Gesellschaft als Musiklehrer von altem Abel anzubieten, das würde ziehen. Und es zog. Aber er spielte auch wunderbar, nicht etwa wie ein hochbegabter Dilettant mit guter Schule, sondern wie ein gottbegnadeter Meister des Pianos. Bald stand er auf gleicher Höhe mit den ersten Tonkünstlern des damaligen New-York, und für seinen Unterricht erhielt er Honorare, die in Deutschland als fabelhafte gelten würden. Hin und wieder ver-

anstaltete er Konzerte, den Reinertrag derselben widmete er wohlthätigen Zwecken. Seine überreichen Einnahmen gestatteten ihm ein behagliches Gemüthleben und eine jährliche Sommerfahrt nach Europa. Für das Alter sparte er nicht, einerseits war er dazu nicht beunruhigt, andererseits hoffte er, sein Majorat würde sich bis dahin aus den Schulden herauswirtschaften.

Leider hatte das Schicksal es anders beschlossen. Es kam der Krach von 73, selbst die reichsten Leute schränkten sich ein, und die theuern Musikstunden wurden meist aufgegeben. Unser Baron hatte nun viel mehr freie Zeit, als ihm wünschenswerth war, seine Einkünfte sanken erschreckend und bald befand er sich gänzlich auf dem Trocknen. Die Unterstützungen seiner Freunde vermochten ihm auch nicht über die schlechte Zeit hinwegzuhelfen, und eines Tages verschwand er spurlos aus der Riesenstadt.

Einige Jahre verstrichen, und man hörte nichts von ihm. Da durchlief eine seltsame Kunde die Zeitungen. In der Nähe von Bridgeport, im Staat Connecticut, hauste in verfallener Hütte ein Einsiedler, dem Aussehen nach nahe den Sechzig. Mit sinkender Sonne pflegte er nach einem der dortigen Gasthöfe zu gehen, machte sich nach Kräften nützlich und empfing für seine Dienstleistungen, was er für seinen Lebensunterhalt brauchte.

Eines Tages durchwanderte er die Straßen und blieb vor einem großen Pianogeschäft stehen, durch dessen Schaufenster ein schöner Flügel neuester Steinway'scher Konstruktion sichtbar war. Nach eingemögern trat er ein und bat um die Erlaubniß, einmal auf dem Instrument spielen zu dürfen. Staunend musterte der Besitzer den Bittsteller, dessen Aeußeres keinen Vertrauen erweckenden Eindruck hervorrief. Aber neugierig nickte er ihm seine Einwilligung zu.

Der Baron setzte sich an den Flügel. Aller Schmerz des Vergangenen, alle Wonne des lang entbehrten Gemüthes strömte aus den Tiefen seiner Seele ihm in die Finger, von den Fingern in die Tasten, von den Tasten in die Herzen der Menschen, die sich um ihn, die sich im Hause, die sich draußen auf der Straße sammelten und wie angewurzelt lauschten.

Eine Thräne rann ihm über die verwitterten Wangen, als er endete. Erschüttert reichte ihm der Besitzer des Geschäfts die Hand und nahm ihn mit auf sein Zimmer. Er ließ sich die Geschichte des Barons erzählen. „Wollen Sie bei mir bleiben?“ fragte er ihn. „Ich brauche einen Stimmer und jemand, der meinen Kunden auf den Pianos, die sie kaufen wollen, vorspielt. Auch Privatunterricht werde ich Ihnen genug verschaffen, zunächst aber lassen Sie mich für Ihre Toilette sorgen. Wollen Sie?“

Baron D. lebte noch eine Reihe von Jahren in Bridgeport. Er hatte vollauf zu thun und leitete auch als Kapellmeister das städtische Orchester. Im Frühling 1884 ist er gestorben

## Land- und Hauswirthschaft.

### Die Fledermaus und die Nachtschwalbe.

Für diese beiden mißkannten, aber sehr nützlichen Thiere legt Herr Fr. Koch in Auingen im „Obstbau“ ein wohl zu achtendes gutes Wort ein, indem er schreibt:

„Diese beiden Thiere sind sehr wenig gekannt, oder besser gesagt, sie werden verfolgt, obgleich sie für Obst- und Gartenbau von hervorragender Wichtigkeit sind. Der Grund, daß man ihre Leistungen so wenig beachtet, liegt theilweise darin, daß beide ihre Arbeit erst beginnen, wenn die Menschen sich zur Ruhe legen, und daß diese beiden Nachtthiere ihre Arbeit endigen, wenn wir aufstehen.“

Gerade wie die verschiedenen Eulenarten die Arbeit der Tagraubvögel in Vertilgung der so schädlichen Mager bei Nacht fortsetzen müssen, so sind diese beiden Thiere vom Schöpfer dazu bestimmt, das Geschäft der Insekten fressenden Tagvögel bei Nacht fortzusetzen, weil gar viele der allerschädlichsten Insekten, tagüber irgendwo versteckt, erst in der Dämmerung sich hervorzubewegen und zu fliegen beginnen. Wir dürfen deshalb unsere Fledermäuse mit Recht die „Schwalben“ der Nacht nennen. Während die Haus- und Rauchschwalben den ganzen Tag über im Sitzack-Flug entweder hoch in dem Luftkreis, oder aber auf dem Boden dahinfliegend — je nachdem —

den Luftkreis von unzähligen lästigen und schädlichen Insekten säubern, so jagen die Fledermäuse dem schädlichen Insektenheer bei der Dämmerung und bei der Nacht nach.

Die Natur hat nicht ohne Zweck für alles schädliche Ungeziefer auch wieder seine Vertilger geschaffen, und gewiß dürften wir weit weniger über Insektenschaden uns beklagen — denn die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual — wenn nicht der Unverstand nicht bloß seit Jahrzehnten, sondern, wir dürfen es kühn behaupten, seit Jahrhunderten das Gleichgewicht in der Natur so oft und tiefgehend gestört hätte, z. B. durch Wegfangen Tausender von Nutzvögeln oder durch Ausnehmen der Nester und durch Mißhandlung und Tödtung unschuldiger Thiere.

Vorigen Sommer hatte Einsiedler dieses auf einer kleinen Fuchstour Gelegenheit zu sehen, wie ein halbes Duzend Knaben in einem hohlen Baum gefundene Fledermäuse zu Tode quälten: sie kannten sie gar nicht und hielten sie für giftig.

Das Gebiß der Fledermaus ist das echte Raubthiergebiß und entspricht ganz dem der Spitzmaus; man könnte sie nicht ganz mit Unrecht eine flatternde Spitzmaus nennen. Ihre Gefährlichkeit ist eine ungeheure; sie richtet unter dem nächtlichen Ungeziefergelande kolossale Verpeeerungen an. Man hat beobachtet, daß z. B. die großohrige Fledermaus nacheinander

30 Maitäfer gefressen hat, natürlich ohne die Flügeldecken, die sie fallen läßt. Es ist deshalb der Schluß nicht unrichtig, daß sie in einer Nacht Tausende von kleineren Insekten verzehrt. Sie fliegen gerne den Häusern entlang und lesen, wie die Schwalben es machen, bei trübem Wetter und namentlich nach einem Gewitter, die an der Wand sitzenden Insekten ab; desgleichen umfliegen sie in der Dämmerung die Baumkronen, um auf die Nachtschmetterlinge, Dämmerungsfalter, Nachtmotten und Pelzmotten Jagd zu machen.

Bei Tag suchen sie geschütztes Versteck auf: Baumhöhlen, Felsenklüfte, Spalten, Mauerrisse, Gewölbe, Keller und Boderräume (Speicher).

Da sie jährlich nur ein, höchstens zwei Junge setzen, ihre Vermehrung also ganz gering ist, sollten sie ganz besonders geschont werden; überdies haben sie wieder ihre Feinde an der größeren und kleineren Eulen, neben dem Ueberstande der Menschen.

Wohl ebenso geachtet, wie die Fledermaus, ist die Nachtschwalbe, nur ist sie noch weniger gekannt, als jene. Sie ein sehr schöner Vogel, heißt beim Volk auch Nachtrabe, 1 die ungefähre Größe und Färbung eines jungen Feldhuhns; der Hals ist sehr kurz und breit, die Maulöffnung wie den Tagsschwalben, weit nach hinten gespalten, daher der Nachtschwalbe sehr groß. Ihr Flug ist wie bei den Eulen leicht und lei. Ihre Nahrung besteht ausschließlich aus Nachtschmetterlinge welche die verderblichsten Raupen in Wald und Feld erzeugen und deren sie auch die größten vermöge ihrer weiten Rache und Schlundöffnung zu verschlingen imstande ist. Wer dah eine Nachtschwalbe tödtet, schreibt damit Tausenden solcher zerstörenden Wald- und Obstbaumraupen den Laufpaß.

Der Volksaberglaube hat diesen Vögeln den Namen „Ziegenmeiser“ beigelegt, weil man sie oft in Ställen antrifft, d sie in Ermangelung eines anderen Verstecks als Schlupfwinkel für den Tag aufsuchen, oder in welche sie, angelockt durch das Fliegen geschweiß, zu Nitz und Frommen des gequälten Viehes kamen und dann den Ausgang verfehlten.

Ambet sich je ein solcher Vogel im Stalle, so lasse man ihn ruhig bis zur Abenddämmerung und öffne ihm den Ausfluß ins Freie; diese Schonung und Thierfreundlichkeit wird sich tausendfach bezahlt machen.

#### Neues über die Reblaus.

Der als hervorragender Blattlausforscher bekannte Entomolog Dr. Reßler in Kassel giebt in einer soeben erschienenen Schrift die Ergebnisse seiner im vergangenen Spätsommer in den Reblausherden zu Linz a. Rh. angestellten Beobachtungen und Untersuchungen und ergänzt damit sehr weientlich seine in den Vorjahren gemachten Beobachtungen, welche er in einem in gleichen Verlage 1886 erschienenen Schriftchen niedergelegt hat.

Nachdem als einleitende Bemerkungen die Art und Weise dargelegt worden ist, wie die Reblaus auf ihre Nährpflanze, den Weinstock einwirkt, wie dadurch Verwundungen, bezw. Mißbildungen an den Wurzeln entstehen, die sich weiter entwickeln und an Umfang zunehmen, wird dargelegt und bewiesen, daß die Reblaus an den älteren, der vorhandenen Wundstellen, den Tuberositäten, in der thierischen Form, nicht als Ei überwintert. Sie bleibt bei beginnender Vegetation im Frühjahr an ihren Ueberwinterungsort, geht nicht etwa an andere Wurzeltheile. An eben dieser Stelle legt sie ihre Eier ab und stirbt auch hier nach und nach ab. Die aus diesen Eiern hervorgehenden jungen Thiere bleiben entweder ebenfalls an diesem Orte und vergrößern dadurch den kranken Wurzeltheil oder sie suchen die Anfänge neuer Wurzeln auf und verbreiten auf diese Weise die Krankheit im Laufe der Jahre über einen großen oder den größten Theil des Wurzelwerks an ein und derselben Pflanze. Während eines Jahres folgt durchschnittlich alle 3 Wochen eine neue Generation von Thieren der vorhergegangenen.

Alle diese Erscheinungen werden durch zahlreiche Beobachtungsbeispiele und angestellte Versuche begründet.

Susbesondere sind die Beobachtungen und Untersuchungen über die im Nachsommer und Herbst auftretenden Nymphen und geflügelten Tiere ausführlich behandelt, wodurch nachgewiesen wird, daß keine Form der Reblaus, weder die ungeflügelte, noch die Nymphen und geflügelte Form von der Natur zum Wandern, also zum Verbreiten der Wurzelkrankheit an andere Orte eingerichtet ist.

Daran schließt sich der Nachweis dafür, daß der nachtheilige Einfluß der Reblaus auf den Weinstock, eben weil sie nicht wandern kann, erst nach einer Reihe von Jahren bemerkbar wird.

\* Weitere Beobachtungen und Untersuchungen über die Reblaus (*Phylloxera vastatrix* Planchon) von Dr. H. F. Reßler. Kassel 1888. 58 S.) 75 Pf.



**Charade.**

(Dreißig.)

Erste Silbe:

Mein Ruf als Sänger ist seit alter Zeit begründet,  
Doch hab' ich einem Sterblichen nie meinen Sang verkündet.

Zweite und dritte Silbe:

Sie haben mich entthront, doch nicht dadurch verhinbert,  
Daß der Verehrer Zahl mir treu bleibt unvermindert.

Das Ganze:

Ich bin ein deutlicher Künstler, was ich erdacht, geschaffen,  
Das wird der Sturm der Zeiten auch nimmermehr entlassen.

**Silberrathsel.**

I.

Son —.

Aus nachstehenden 43 Silben sind 14 Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Schillerisches und ein Lessingisches Drama nennen:

a, a, wald, ber, stan, e, na, lo, ne, la, al, rut, i, dia, li, re, far, en, ba, e, as, e, e, kur, lou, dar, sche, ma, now, si, i, ta, ga, na, bo, bel, ur, re, lah, ba, li, bo, di.

Die 14 Worte bedeuten: 1) Land in Asien, 2) amerikanischer Staat, 3) syrische Stadt, 4) Gottheit, 5) amerikanischer Staat, 6) Thal in den Alpen, 7) alter ald, 8) europäische Königin, 9) afrikanisches Reich, 10) russischer General, 11) Mädchenname, 12) spanisches Schloß, 13) Sturmgott, 14) deutscher Baum.

II.

Son —.

Aus nachstehenden 61 Silben sind 22 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen eine Lebenswahrheit ausdrücken:

ge, en, me, now, i, e, nir, bran, au, el, ly, ra, ei, bur, zer, ol, sis, ne, nan, dro, u, e, he, au, ri, brom, view, ka, thor, a, in, re, mis, le, rik, re, wa, leu, wa, den, bek, mi, sack, pi, el, ger, to, ga, dar, lis, bee, pha, matt, ra, ter, gur, nick, na, ni, nac, se.

Die 22 Worte bedeuten: 1) berliner Ehrendurdigkeit, 2) Mädchenname, 3) Erzengel, 4) Korpertheit, 5) griechische Landschaft, 6) Begegnung alles Irdischen, 7) russischer Name, 8) Fluß in Tirol, 9) Schlaraffenland, 10) Mädchenname, 11) Laitthier, 12) schweizerischer Hohenthor, 13) Wahrfager bei den Römern, 14) Mädchenname, 15) Norm der Dichtung, 16) Kiefengeischlecht, 17) Waldfrucht, 18) Engel, 19) griechischer Ort, 20) biblischer Name, 21) Unterredung, 22) berühmte Königin des Alterthums.

**Königszug.**

Son A. S.

Erde	der	te,	wer-	ne	ben,	ster-	men
Far-	Mach-	den	Ruß;	dann	Son-	eh'	Wu-
die	ben	nen-	ster-	der	Schloß	alle	ste
blaß	leer	tot;	bern	fehlt	dann	er-	den
Er-	und	wan-	dann	muß,	dem	wer-	li-
fer	de	Dich-	tung	in	des	mensch-	chen
von	Me-	ohne	die	de-	Thräne	Ge-	schlech-
ben	Er-	Notz.	bens	einst	wenn	die	te

**Spruchrathsel.**

Son —.

Ordne nachstehende 26 Silben so, daß sie ein bekanntes Operncitat ergeben:

mich — tra — jens — wo — ber — du —  
her — be — nie — nam — gen — gen —  
wil — ich — for — noch — mein — fahrt — und —  
ge — noch — kam — art — sollst — fra — wie —

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Hauptrathfels: Gold.  
Des Logogriffs: I. Nadel, Abel, Ahe. — II. Betrug — Petrus.  
Des Kreisrathfels: Main, Indus, Usteri, ferik.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

